

# "... die Chancen der Universität nutzen ...": ein Erfahrungsbericht über eine etwas andere Form der didaktischen Gestaltung empirischer Praktika im Psychologie-Grundstudium

Gehm, Theo

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

## Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gehm, T. (1996). "... die Chancen der Universität nutzen ...": ein Erfahrungsbericht über eine etwas andere Form der didaktischen Gestaltung empirischer Praktika im Psychologie-Grundstudium. *Journal für Psychologie*, 4(3), 49-57.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29340>

## Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

## Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

## »... die Chancen der Universität nutzen ...«.

### Ein Erfahrungsbericht über eine etwas andere Form der didaktischen Gestaltung empirischer Praktika im Psychologie-Grundstudium

Theo Gehm

#### Zusammenfassung

Es werden einige Anregungen für die Durchführung von Empirischen Praktika im Bereich der Sozialpsychologie (Pflichtveranstaltung im Psychologie-Grundstudium) vorgestellt. Bei dem dabei umgesetzten Konzept wurde vor allem auf die Möglichkeiten selbstbestimmter Themenwahl, selbstverantwortlicher Arbeitsgruppen und gruppendynamische Erfahrungen gesetzt. Wichtig war vor allem das Wissensinteresse, aber auch seine Unterschiedlichkeit ernst zu nehmen, weil gerade diese Heterogenität wichtige Facetten des zu vermittelnden Fachgebiets aufzeigt.

Vorweg: Für mich ist dieser Beitrag zum Thema »Psychologie des Lehrens und Lernens« / »Didaktik der Psychologie« ein Stück Abschiednehmen. Es ist der Abschied von fünf Jahren Arbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin, in denen ich einer der Verantwortlichen für die Durchführung der »Empirischen Praktika« im Bereich Methodenlehre war. Ich habe diese Arbeit im Verlauf der Jahre sehr lieb gewonnen, weil ich immer mehr gemerkt habe, daß Lehre an der Universität auch in Zeiten überfüllter Seminare und allgemeiner Mittelkürzungen noch ein faszinierendes Erlebnis sein kann. Zu dieser Erfahrung haben mir die vielen Studentinnen und Studenten, die in diesen Jahren meine Lehrveranstaltungen besucht haben, verholfen. Dieser Beitrag ist darum meinen vielen Berliner Studenten gewidmet, und zwar allen: den vielen, bei denen ich sofort großes Interesse gespürt habe, aber auch denen, die mir manchmal sehr fremd vorgekommen sind, vollkommen uninteressiert an allem, was nach Methodik

riecht, und den vielen, die ich überhaupt nicht richtig kennenlernen konnte, weil ich von ihnen nur das bißchen erfahren konnte, das in einer Lehrveranstaltung mit vier Semester-Wochenstunden und einigen vorbereitenden gemeinsamen Sprechstundenterminen möglich ist. Den letzten Anstoß, trotz der Hektik eines Stellenwechsels diesen Artikel zu schreiben, gab mir ein Gespräch mit einer Kollegin, die darüber geklagt hat, daß sie pro Woche 80 Zusammenfassungen desselben Textes von 80 Studierenden lesen und korrigieren müßte, und die sich gar nicht vorstellen konnte, daß Lehre auch ganz anders aussehen kann: ohne viel Papierkram, dafür mit viel Interaktion, und dennoch auf einem, wie ich meine, auch hohen wissenschaftlichen Niveau. Als mir die Einladung zu einem Beitrag am vorliegenden Themenschwerpunkt auf den Schreibtisch geflattert kam, war mir klar, daß das eine wunderbare Gelegenheit für mich sein könnte, zurückzuschauen und auch einige Erfahrungen, die mir wertvoll sind, weiterzugeben.

Zunächst erscheint es mir wichtig zu betonen, daß ich, als ich mit meiner Arbeit begann, vollkommen freie Hand hatte, was die Gestaltung meiner Lehrveranstaltungen anging, und ich das ganz bewußt als Chance sah, etwas Neues zu machen. Ich wollte nach einem Studium, das mich oft nicht besonders zur Uni hingezogen hat, nach einer Mitarbeiterstelle in einer Universitätsabteilung, in der - wie meist - die Bedeutung von Lehrveranstaltungen eher klein geschrieben wurde, vor allem aber nach eigener therapeutischer Ausbildung und später freiberuflicher Arbeit als Dozent und Trainer, wo ich gemerkt hatte, daß Menschen bereit sind, viel Geld für gute

und spannende Ausbildung zu bezahlen, die Chancen der Universität nutzen für eine Form der Lehre, die Spaß macht, auch dann, wenn es sich um scheinpflichtige Veranstaltungen handelt. Ich habe damals zwei Schwerpunkte gesetzt: Zum einen habe ich mir Zeit genommen und meine Lehrveranstaltung prinzipiell als vierstündige Blocks durchgeführt, weil ich wollte, daß Raum für Diskussionen, Reflexion und gemeinsames Erleben ist. Vor allem war es mir wichtig, daß die Frage, was die dargestellten Inhalte mit dem eigenen Leben und den eigenen beruflichen Wünschen und Handlungsmöglichkeiten zu tun hätten, immer wieder reflektiert werden konnte. Es sollte zumindest dem Ideal nach immer die Möglichkeit bestehen, den Sinn der jeweiligen Fragestellung oder der jeweiligen Methode zu problematisieren, und dies nicht nur im stillen Kämmerlein oder in Privatgesprächen, sondern in der Lehrveranstaltung selbst. Zum zweiten habe ich einen deutlichen Schwerpunkt auf interaktionsanalytische und kommunikationstheoretische Inhalte gelegt, weil es mir wichtig war zu vermitteln, daß unsere menschliche Spielart der evolutionären Entwicklung, wir, das »zoon politikon«, unser Überleben nur dadurch sichern können, daß wir als Teil übergeordneter Systeme diese in Interaktionsbeziehungen sinnvoll und freundlich gestalten können, und daß darum Fragen, die umkreisen, wie wir dieses Miteinander gestalten, nicht nur die häufig subjektiv spannendsten, sondern meinem Dafürhalten nach auch zentral für unser Überleben in dieser Welt sind. Meine inhaltlichen Schwerpunkte waren darum Seminarthemen wie »Alltagsbeobachtung und wissenschaftliche Verhaltensanalyse«, Kommunikationsmechanismen und -strategien, mehrmals das Thema »Funktion und Dynamik emotionaler Prozesse«, aber zunehmend auch übergeordnete Fragestellungen, wie ein zweisemestriges Forschungsseminar über »Menschen als Systeme und Menschen als Teil von Systemen« (dazu unten mehr) oder (in

einer betont systemtheoretischen Sichtweise) die »ordnungsstiftende Bedeutung von Alltagsritualen« (zu diesem meiner Ansicht nach ganz wenig beachteten, aber sehr wichtigen Feld siehe ausführlicher auch Gehm, 1995a).

Gerade die Kraft alltäglicher Rituale habe ich dann auch für die Gestaltung meiner Sitzungen nutzbar zu machen versucht. Dazu gehörten kleine Dinge wie eine Vorstellungsrunde, in der jeder Teilnehmer zu Beginn des Seminars ein bißchen über sich, seine Herkunft und Wünsche an das Seminar erzählen sollte. Später, als meine Seminare zu groß dafür wurden, blieb immer noch die Angewohnheit, Lehrveranstaltungen wenigstens mit Namensschildchen für alle Beteiligten durchzuführen und nach jeder Sitzung ein »What is left to say« durchzuführen, eine abschließende Runde, in der jeder, der wollte, seine Eindrücke und Gedanken zum Thema, zum Vorgehen, aber auch eigene Phantasien weitergeben konnte. Für einen kleinen, aber wichtigen Schritt halte ich auch, daß ich nach einer kurzen Phase der Skepsis, in der noch meine Erfahrungen mit Betriebsseminaren bestimmend waren, bald dazu übergegangen bin, meinen Seminarteilnehmern das »Du« anzubieten, weil ich immer wieder gemerkt habe, daß dies viel eher als ein »Sie« eine freundliche, aber auch zupackende Arbeitsatmosphäre kennzeichnet und auch fördert. Überhaupt waren mir Rituale wichtig. In meinem Seminar zu diesem Thema habe ich jede Sitzung mit dem Vorspielen eines kleinen Musikstücks angefangen, in einem anderen am Anfang immer eine kurze Literaturstelle, die irgendwie mit dem Thema unserer Sitzung zu tun hatte, vorgelesen. Die fünf Minuten Zeit, die uns das gekostet hat, haben immer reiche Ernte getragen: Von Anfang an war da ein Gefühl, jetzt geht es los, und was wir machen, ist etwas Besonderes. (Wer's nicht glaubt, soll die Befunde aus der Mood-Memory-Forschung lesen, die immer wieder gezeigt haben, daß es wirklich der Mühe wert ist, auch auf die Stimmung zu

achten, die in uns herrscht, weil dies, mehr als wir oft vermuten, unsere kognitive Verarbeitungskapazität und -richtung bestimmt.)

Auch was die inhaltliche Ausgestaltung meiner Lehrveranstaltungen betrifft, habe ich gemerkt, daß es gut ist, auf die eigenen Gefühle zu achten: Ich wollte keine genervten Studenten und mich selbst nicht nerven lassen. Ich habe mich darum sehr schnell von dem Konzept verabschiedet, innerhalb eines Empirischen Praktikums in der Literatur beschriebene Experimentaluntersuchungen von den Studierenden wiederholen zu lassen. Dies erschien mir nicht nur motivationsmindernd und eine Unterforderung der Kritikfähigkeit und Kreativität meiner Seminarteilnehmer, sondern geradezu hinderlich für die Entwicklung wissenschaftlichen Denkens, das ja gerade danach strebt, neue Fragen anzugehen. Meine Alternativen sind dabei zusehends flexibler geworden. Zunächst habe ich mir zu Beginn jedes Seminars statt dem Wiederkäuen von Bekanntem eine Reihe von Arbeitsaufgaben<sup>1</sup> überlegt, für die ich Literaturhilfen zusammengestellt hatte, die dann von den Teilnehmern angegangen werden sollten. Später habe ich mich auch von diesem Konzept verabschiedet und vollkommen auf die Kreativität der Teilnehmer in meinen Empirischen Praktika vertraut. Bei einer Lehrveranstaltung über die »Funktion und Dynamik emotionaler Reaktionen« sah das dann beispielsweise so aus, daß sich (nach einer Einführung in die Thematik innerhalb der ersten drei Sitzungen) Arbeitsgruppen bildeten, die unterschiedliche Aspekte des komplexen Themas, die sie besonders interessierten, selbständig bearbeiteten. So gab es eine Reihe von sehr bunten Untersuchungen, etwa über die »Funktion von Neid und dessen differentielles Erleben«, über »Sozialpsychologische Aspekte des Lachens«, über »Glück und Glücksfähigkeit«, »Lebensführung und Liebesbedürftigkeit«, »Lampenfieber und Bewältigungsmechanismen«, die »Rolle von emotionalen

Prozessen in Sekten«, aber auch abstraktere Themen, wie »Emotionalität und Handlungsstruktur«.

Interessanterweise führte diese Möglichkeit der freien Themenwahl für jede Arbeitsgruppe dennoch dazu, daß insgesamt betrachtet das avisierte Stoffgebiet immer wieder ziemlich vollständig angegangen wurde. Das erscheint mir im Nachhinein auch nicht weiter überraschend: Ich habe mir Zeit genommen für die Aufteilung der Themen und versucht, dies zu ritualisieren: Jede Arbeitsgruppe durfte sich einen Aspekt wählen, der ihr wichtig erschien. Schnell hat sich gezeigt, daß es eine Fülle interessanter und untersuchenswerter Themen gab, und wenn wichtige Aspekte mehrfach genannt worden waren, so haben sie sich in einer Art innersystemischen Wettbewerbs schnell ausdifferenzieren lassen, oder es gab neue Ideen. Spätestens zur vierten Sitzung hatte ich jedenfalls immer einen Stundenplan bis zum Ende des Semesters, bei dem ich wußte, daß die jeweilige Sitzung von den Teilnehmern mit Engagement - schließlich war es ihr Thema - und Interesse angegangen wurde, und meist wurden aus interessanten Themen dann auch entsprechende Untersuchungen. In aller Regel mußte ich mir dann nicht einmal viele Gedanken um die Literatursuche machen, da meine Seminarteilnehmer meist findiger waren als ich, auch beim Aufstöbern seriöser Quellen. Und da wir ja ein Empirisches Praktikum waren, war sichergestellt, daß auch für eher unkonventionelle Gedanken und Theorien schnell Kriterien wie Überprüfbarkeit, Reliabilität und Validität angelegt wurden. Ich konnte mich nach der Einführungszeit, die ich noch selbst gestalten mußte, bald auf jede Sitzung freuen: Es gab immer wieder neue Ideen, und manchmal hatte ich das Gefühl, als habe ich selten so viel Neues erfahren wie in meinen Lehrveranstaltungen.

Das mag auch damit zusammenhängen, daß ich in einem der Handouts mit der Auflistung der Anforderungen zur Erlangung

eines Scheins (»Five steps to heaven«) neben einer Reihe von formalen Anforderungen (Art und Umfang der empirischen Untersuchung, Tiefe der statistischen Auswertung etc.) geschrieben habe: »Die Sitzung selbst gehört der Arbeitsgruppe. Macht sie so spannend oder langweilig, wie Ihr das wollt / wie das möglich ist. Dazu können Filmausschnitte von der eigenen Untersuchung oder andere Aufnahmen beitragen. Manchmal ist es auch sinnvoll, etwas mit den Seminarteilnehmern selbst auszuprobieren (Rollenspiel, praktische Übungen etc.).« Und vor allem: Wichtig ist auch, daß genügend Zeit für Fragen, Diskussionen und Pausen eingeplant wird. Ich weiß nicht, wie viele Spielfilmausschnitte ich in den letzten fünf Jahren gesehen habe, in denen relevante Aspekte des jeweiligen Themas zu sehen waren. Einer meiner Freunde geht oft ins Kino, aber meist konnte ich mithalten und sagen, daß die und die Neuerscheinungen oder der und der Klassiker (wenn auch nur in Dreiminutenhäppchen) schon bei uns gelaufen war. Ähnlich anregend habe ich meist auch die Untersuchungen erlebt. Es gab alles: Plaudereien mit Telephonpartnern, bei denen den Versuchspersonen unterschiedliche Photos gezeigt wurden und wo das Gesprächsverhalten dann je nach Attraktivität des Bildes außerordentlich variierte, Interviews über subjektive Frühstücksroutinen, sehr raffinierte Replikationen des Selbsterfüllenden-Prophezeiungs-Paradigmas, Tiefeninterviews zur Bedeutung des Wechsels von Frisuren auf die Lebenseinstellung, Experimente zum Schweigen als Gesprächsführungsstrategie und vieles mehr. Ich arbeite seit 15 Jahren empirisch, habe einiges veröffentlicht und etliche Diplom- und Semesterarbeiten betreut, dennoch kann ich ohne Einschränkung sagen, daß meine Erfahrung und Phantasie nie an den Ideenreichtum, der sich durch die Delegation der Themenwahl quasi von selbst in jeder neuen Lehrveranstaltung einstellte, heranreichen würde. Diesen zu empirischen

Untersuchungen zu verfeinern, war natürlich dann oft noch ein Stück Arbeit. Dazu gab es für jede Arbeitsgruppe einen ausführlichen Vorbesprechungstermin, manchmal auch zwei, der gerne angenommen wurde, weil die meisten sich schon auch Hilfe erwarteten bei der Frage, wie die eine oder andere verrückte Idee empirisch umgesetzt werden könnte, und ob überhaupt.

Ich denke, daß ein Großteil der positiven Erfahrungen, die ich gemacht habe, auch darauf beruht, daß ich alle Arbeit an Arbeitsgruppen delegiert habe und nicht an einzelne Seminarteilnehmer. Ansprechpartner war für mich immer nur die »AG (Arbeitsgruppe) Sitzung x«, und auch die Scheine habe ich an die jeweilige AG verteilt. Ähnlich wie bei einer wissenschaftlichen Publikation mehrerer Koautoren war es mir dabei auch ziemlich egal, wer bei der gemeinsamen Arbeit welchen Anteil geleistet hat, und als einzige Begrenzung erschien mir eine Obergrenze der Teilnehmerzahl sinnvoll. Ich halte für eine solche interaktionsintensive Form der gemeinsamen Vorbereitung eine Begrenzung auf maximal vier Seminarteilnehmer pro Arbeitsgruppe für sinnvoll, habe mich aber bei der zunehmenden Zahl der Studierenden in unserem Studiengang, zunehmend dünner werdendem Lehrangebot, aber auch, weil irgendwann einmal ein richtiger Run zu diesem Veranstaltungstyp entstanden ist, manchmal auch zu fünf Teilnehmern überreden lassen. Grundsätzlich habe ich aber gemerkt, daß dies schon recht große Koordinationsverluste bedeutet und auch die Offenheit der Gruppenteilnehmer für- und untereinander beschränkt. Dennoch sind insgesamt in jedem Semester etwa ein Dutzend neuer Untersuchungen entstanden und im Plenum dann von rund 50 Seminarteilnehmern diskutiert worden. Durch dieses Gruppenarbeitskonzept entstand aber nicht nur die Möglichkeit, mit vielen Studierenden recht intensiv zusammenzuarbeiten, vielmehr glaube ich, daß viele Ideen erst dadurch

geboren wurden, daß sich die jeweiligen Arbeitsgruppenmitglieder lange darüber unterhalten haben, was in ihren Texten stand, wie sie die jeweiligen Inhalte mit den eigenen Erfahrungen in Beziehung setzen konnten und welche Untersuchungsformen oder -inhalte sie als sinnvoller empfänden als das Gelesene. Und dann war natürlich Gelegenheit, anhand des eigenen Designs viel forschungspraktische Erfahrung zu sammeln.

Insgesamt habe ich bei der Gestaltung meiner Empirischen Praktika versucht, dem Prinzip »Wenig Papier für den Schein« Genüge zu tun: Nachdem ich irgendwann einmal in tiefen Kellergewölben unseres Instituts die Regalwände mit längst angestaubten Diplom- und Semesterarbeiten auf mich hatte wirken lassen, habe ich beschlossen, diese Fülle nicht auch noch durch Experimentalberichte zu vergrößern. Darum sollten in meiner Lehrveranstaltung nur die wichtigsten Annahmen, Theorien und Befunde auf einem Handout (mit ungefähr zwei Schreibmaschinen-Seiten Inhalt pro Arbeitsgruppe) aufgelistet werden, das für die übrigen Seminarteilnehmer eine Orientierung zum Verständnis der Darstellung geben sollte. Wichtig war mir auch, daß die jeweiligen Quellen sauber zitiert waren. Dieses Handout sollte eine Woche vor Seminartermin vorliegen, kurz mit mir besprochen und dann für alle kopiert werden. Ansonsten erschien es mir für ein Experimentalpraktikum vor allem wichtig, daß den anderen Seminarteilnehmern deutlich wurde, was die jeweilige Arbeitsgruppe getan hatte. Es gab darum meist interessante Videoaufnahmen der Versuchsdurchführung oder, wenn das nicht möglich war, Tondokumente der jeweiligen Untersuchung. Einzelne Ergebnisse sollten auf Overhead-Folien zusammengestellt werden und sind bei Interesse für Details auch manchmal auf Kopien verteilt worden. Interessanterweise haben diese Minimalanforderungen in der Regel dazu geführt, daß meist sehr viel umfangreicheres Mate-

rial zusammengestellt wurde. Manchmal erhielt ich kleine Experimentalberichte, aber es gab auch ausgefallene Darstellungen wie eine Beschreibung des Untersuchungsgeschehens in Form einer utopischen Geschichte oder kleine, manchmal sogar richtig professionell geschnittene Filme.

Auch mit den Ansprüchen an die statistische Auswertung war ich ziemlich zurückhaltend. Das hat nicht nur mit einigen ziemlich komplizierten Gedanken über die Möglichkeiten linearer Modelle gegenüber komplex determinierten sozialen Systemen zu tun und der Überlegung, daß es gerade im Bereich sozialer Interaktionen wichtiger zu sein scheint, zu lernen, genau hinzusehen, als sich mit mathematischen Modellen zu sehr zu plagen (weil hier immer wieder neue Phänomene als Effekt sehr spezifischer, manchmal sogar singulärer Konstellationen emergieren können; siehe dazu ausführlicher Gehm, 1995b), sondern vor allem mit der Erfahrung, daß die Lust auf Signifikanzniveaubestimmung von selbst kommt, wenn man erst einmal interessante Beobachtungsdaten hat. Damit habe ich meist richtig gelegen. In einigen Fällen wurden aus besonders spannenden Untersuchungen denn auch interessante Semesterarbeiten (was natürlich schon größere Ansprüche an Form und Inhalt der Darstellung mit sich gebracht hat), einige Untersuchungen sind sogar veröffentlicht worden. Insgesamt erschien mir die Kraft selbstbestimmter kooperierender Arbeitsgruppen mit der Zeit so groß, daß ich in einem mutigen Augenblick beschlossen habe, dieses Prinzip auch bei der Beantwortung offener Forschungsfragen Anwendung finden zu lassen. Der Grundgedanke war, daß die Vielfalt und Heterogenität der Betrachtungsebenen unterschiedlicher Arbeitsgruppen auch zu einer »perspektivischen Sichtweise« auf ein komplexes Forschungsfeld führen sollte. Der thematische Schwerpunkt ergab sich aus einer Projektidee zur Errichtung eines Sonderforschungsbereichs »Funktion und Dynamik kleiner Gruppen« in der DFG

(Witte & Scholl, 1992). Innerhalb dieses übergeordneten Rahmens wollte ich untersuchen, wie der Prozeß der Gruppenbildung abläuft, oder, mit einem unserer Untersuchungsteilnehmer formuliert, wann und wie es im Verlauf der vielen verbalen und nonverbalen Interaktionsprozesse »Klack« macht und Menschen, die sich zuvor nicht kannten, sich und einander als Teil einer Gruppe erleben, wie dieser »Umschlagpunkt« objektiv konstatiert werden kann und welche Prozesse zu ihm führen.

Hierbei habe ich ganz bewußt versucht, die Prozesse, die ohnehin in sozialen Gruppen ablaufen, für die Gestaltung unserer Untersuchung nutzbar zu machen. Leitgedanke war, daß Gruppen als Ganzes eine Art übergeordneter informationsverarbeitender Einheit darstellen, und daß deren Dynamik auch sinnvoll in Bahnen gelenkt werden kann. Konkret sah das so aus, daß sich (nach einer längeren Einführung, in der vor allem ein Überblick über systemtheoretische Annahmen zu Strukturmerkmalen sozialer Prozesse gegeben wurde und in der wir - im Sinne des Konzepts eines »grounding« von Kommunikationsinhalten, siehe Clark & Brennan, 1991 - versucht haben, eine gemeinsame Untersuchungssprache zu gewinnen) nach freier Entscheidung der Teilnehmer eine Reihe von unabhängigen Untersuchungsgruppen formierte, denen unterschiedliche Aspekte (wie beispielsweise einzelne Facetten von verbalem oder nonverbalem Verhalten) als relevant für das Entstehen einer Gruppe erschienen, und die dementsprechend auch unterschiedliche Einzelprozesse beobachteten und auswerten wollten. Unter Berücksichtigung dieser unterschiedlichen Interessen der Teilgruppen wurde danach ein gemeinsames Untersuchungsdesign entwickelt. Dies geschah in einem ziemlich komplizierten »bottom-up-top-down-Prozeß«, in dem zunächst in den Teilgruppen unabhängig voneinander Untersuchungs-ideen entwickelt und gesammelt wurden,

aus denen sich in mehreren Bewertungs- und Modifikationsschleifen schließlich das von allen getragene Untersuchungsszenario herauskristallisierte. Auf eine Vorstrukturierung des Experiments quasi als »Versuchsleiter« habe ich also ganz verzichtet. Vielmehr waren der gesamte Versuchsplan, alle Auswertungsideen und Interpretationsvorschläge sowie ein Großteil der Begrifflichkeit, in der wir unsere Befunde beschrieben, gemeinsames Ergebnis der Aktivität des sich auch auf unserer Seite allmählich etablierenden »Untersuchungssubjects Untersuchungsgruppe<sup>2</sup>«. Einziges Kriterium, das unsere Aktivitäten dabei steuerte, war das gemeinsame Ziel, die einzelnen Untersuchungsschritte auf eine möglichst große Annäherung an die Dynamik und Determinanten des oben genannten Umschlags auszurichten. Dafür haben wir uns, nachdem sich meine ursprünglich viel kurzzeitigere Planung als vollkommen unrealistisch herausgestellt hatte, zwei Semester Zeit genommen.

Konkret sah das Design, das schließlich entstand, so aus, daß fünf Menschen, die einander vor dem Versuch noch nie gesehen hatten, bei ihrer ersten Begegnung beobachtet wurden. »Katalysator zur Intensivierung des Gruppenprozesses« und gleichzeitig »Kommunikationsmedium« war unsere Einladung, gemeinsam mit Orff-Instrumenten zu musizieren. Diese musikalische Interaktion wurde ebenso ausgewertet wie das Verhalten in drei Wartesituationen zu Beginn, während und nach dem gemeinsamen Spielen. Wir beschlossen (nach längerer kontroverser Diskussion), unsere Versuchspersonen zunächst nur darüber zu informieren, daß sie an einer Untersuchung über die Wirkung von Musik als Medium der Kommunikation teilnahmen und dabei gefilmt würden. In einer postexperimentellen Befragung direkt nach der Untersuchung wurden die Eindrücke und Gedanken unserer Versuchsteilnehmer zum Experiment erhoben. Knapp ein halbes Jahr nach der Hauptuntersuchung wurde ein Ab-

schlußinterview durchgeführt. Hiermit wollten wir längerfristige Auswirkungen unseres experimentellen Vorgehens abklären und - im Sinne einer »ökologischen Behandlung unserer Versuchsteilnehmer<sup>3</sup>« - unseren Versuchspersonen einen ersten Überblick über unsere Ergebnisse geben.

Die einzelnen Untersuchungsgruppen arbeiteten vollkommen unabhängig voneinander<sup>4</sup> und werteten die Filmaufnahmen nach sehr unterschiedlichen Aspekten (wie beispielsweise strukturellen Veränderungen in der Reihenfolge der Sprechakte, systematischen Veränderungen der Mimik oder der Körperhaltung oder komplexeren Merkmalen wie Rhythmuswechseln in der verbalen und der musikalischen Interaktion) aus. Die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungsgruppen wurden in wöchentlichen Sitzungen vorgestellt und diskutiert, wobei in vielen Fällen einzelne Ergebnisse bei der Konzeption der folgenden Untersuchungsschritte berücksichtigt wurden. Dabei war es mir nicht wichtig, auf Standardisierung der Gruppenuntersuchungen (etwa durch die Auswertung zeitgleicher Untersuchungsausschnitte oder Verhaltensaspekte) zu drängen. Dies nicht nur, weil jede Untersuchungsgruppe sehr schnell jeweils spezifische aussagekräftige Aspekte in dem gezeigten Verhalten für sich entdeckte, sondern weil sich immer deutlicher zeigte, daß Offenheit für immer neue inhaltliche Beobachtungsaspekte sehr schnell zu einer Fülle faszinierender Beobachtungen einzelner, oft minimaler Signale und deren Bedeutung führte und damit zu einem gegenüber normierten Beobachtungszeiträumen deutlich differenzierteren Gesamtbild. Als erfolgversprechendere Alternative zu einer Standardisierung sahen wir es an, die präsentierten Ergebnisse auch in den folgenden Sitzungen in unsere Diskussion einzubeziehen und in einer abschließenden Integrationssitzung die Fülle der Einzelergebnisse zu verdichten, Querverweise und Zusammenhänge zu beschreiben und zu einem abschließenden Statement über die Ausgangsfrage

nach dem »Klack im Gruppenprozeß« zu kommen.

Eine ausführliche Beschreibung unseres Vorgehens, der vielen Ideen, die sich allmählich entwickelt haben, und der Ergebnisse, aber auch der Dynamik unserer großen und bunten Gruppe befindet sich in Gehm (1995c) und in Gehm (1996a,b). Insgesamt hatte ich den Eindruck, daß wir mit dieser Form der Untersuchung in einem großen Trend liegen, der - sei es bei parallel arbeitenden Rechnern, bei verschalteten Sternwarten, aber auch bei dem funktionellen Zusammenwirken von Neuronen im Bereich biologischer Steuerungsprozesse - unterstreicht, daß aus der Kommunikation autonomer Einheiten neue Verhaltens- und Erkenntnismöglichkeiten resultieren. Viele unserer Interaktionen lassen sich in deutliche Beziehung zu der Kooperation der Units von Neuronalen Netzwerken setzen, wo sukzessive rückmeldungsgesteuerte Bewertungsdurchgänge ebenfalls zu einer Orientierung auf relevante Aspekte des zu klassifizierenden Materials führt und der innersystemische Konkurrenzdruck neue Beobachtungsfelder erschließt (siehe ausführlicher Gehm, 1993). Meiner Ansicht nach sind teilstrukturierte Auswertungsgruppen wie unsere denn auch ideale Untersuchungssubjekte für so komplexe Untersuchungsgegenstände wie die, mit denen wir es bei der Beobachtung sozialer Phänomene zu tun haben. Die Argumentation für diese Annahme ist ausführlich in der oben genannten Literatur wiedergegeben. Hier möchte ich auf einen anderen Aspekt zielen: Wir haben in dieser Form der Lehrveranstaltung viel Spaß miteinander gehabt. Unsere Untersuchungen waren oft kleine gemeinsame Abenteuer, Expeditionen ins Unbekannte, an denen viele mit ihren spezifischen Erfahrungen und Denkweisen teilhaben konnten. Natürlich haben sie, wie wohl alle Reisen in die Fremde, auch Mut erfordert und die Toleranz füreinander, die den Gewinn von Gruppenprozessen erst möglich macht: Ich habe einige



Male mit meiner Angst vor Autonomieverlust gerungen, und realistisch betrachtet müssen bei einer Sichtweise, die die Bedeutung einer Verknüpfung von Informationsverarbeitungsprozessen in einem grossen übergeordneten Wir betont, auch die Grenzen von Autonomie und Einlassen immer wieder neu reflektiert werden. Auch die Angst, daß eine Akzeptanz der Gedanken meiner Seminarteilnehmer meinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit gefährden könnte, war ein wichtiges Thema für mich. Manchmal hatte ich - gerade hier in Berlin, wo vieles brodelt - in den ersten Sitzungen auch das Gefühl, einem »Schwarzen Block« gegenüber zu sitzen, Leuten, die wenig mehr wollen, als ihren Schein runterzureißen.

Das hat sich meist ganz schnell geändert. Ich habe diesen Beitrag allen meinen Seminarteilnehmern gewidmet, weil mir ein anscheinend trivialer und vielleicht gerade deswegen häufig verdrängter Gedanke immer wichtiger wurde: Ich denke, daß Menschen, die Psychologie studieren, allesamt mehr über Psychologie erfahren und gerade die besonders kritischen es besonders genau wissen wollen. Dieses Potential gilt es zu nutzen. Wir brauchen es dringend. Und wir haben es: Ich war immer fasziniert, wie gerne viele Seminarteilnehmer ihre Kraft und ihren Enthusiasmus für empirische Untersuchungen eingesetzt haben, nachdem sie erst einmal gemerkt hatten, wie viel weiter als jede Theorie es führt, an der sozialen Wirklichkeit »anzuklopfen« und dem Klang ihrer Antwort zu lauschen.

Ich glaube nicht, daß »anything goes«, aber es geht viel mehr, als sich unsere universitäre Schulweisheit träumen läßt. Man muß es nur ausprobieren. Ich halte es für unerlässlich, dabei darauf zu achten, was man selbst als Person kann. Aber die Fülle möglicher neuer Erfahrungen ist einiges an Risiko wert. Und wir sind bei neuen Konzepten nicht alleine: Bei meiner Expedition ins Unbekannte habe ich aufgebaut auf

Ideen anderer, viel von Ruth Cohns Konzept der Themenzentrierten Interaktion profitiert und den Regeln, die sie mit ihren Seminarteilnehmern ausgemacht hat (siehe z.B. Cohn, 1989), von Untersuchungen, die gezeigt haben, daß ein bestimmter Sprachstil zu einer neuen Form des Miteinander-Umgehens führt (siehe z.B. Heath, 1991), von den vielfältigen Befunden zu kooperativen Kommunikationsstrategien im Berufsalltag (siehe hierzu ausführlicher Gehm, 1994), aber auch von den Berichten über die Arbeit von Kurt Lewin (siehe z.B. Marrow, 1977), die mich immer mehr zu der Überzeugung gebracht haben, daß die ungewöhnliche Innovationskraft seiner theoretischen Überlegungen auf seinem dauernden Bemühen beruht, die Dynamik seiner eigenen Arbeitsgruppen und die damit verbundenen Erfahrungen für empirische Untersuchungen nutzbar zu machen. Vielleicht kann der vorliegende Beitrag auch anderen Anregungen liefern. Weitere und detaillierte Angaben liefere ich auf Anfrage gerne. Ich kann allerdings nicht ausschließen, daß ich dabei ins Schwärmen gerate.

### Anmerkungen

1. Diese sahen beispielsweise für das Thema »Blickkontakt« in einem Seminar über nonverbale Kommunikation folgendermaßen aus: »Führen Sie eine eigene kleine Untersuchung durch: Filmen Sie zwei Personen während eines wichtigen Gesprächs. Protokollieren Sie Blickkontakt-Aufnahmen jeder der beiden Personen. Wie steht es um die Reliabilität dieser Beobachtungen? Wann besteht Blickkontakt, wann nicht? Welche Erklärungen haben Sie für Veränderungen im Auftreten von Blickkontakt? Wie passen diese Beobachtungen zu den bekannten Untersuchungen und Befunden über die Bedeutung des Blickkontakts in der sozialen Interaktion? Welche methodischen Probleme gibt es bei diesen und Ihrer Untersuchung?«

2. Dabei handelte es sich um insgesamt etwa 70 Studenten hauptsächlich aus dem Studiengang Psychologie, aber auch einigen anderen Fachrichtungen, die sich durch das The-

ma »Menschen als Systeme und Menschen als Teil von Systemen« angesprochen fühlten.

3. Die Formulierung soll andeuten, daß wir es einhellig für wichtig hielten, unser Experiment so zu gestalten, daß die Versuchsteilnehmer »voll recyclebar« wären, also (anders als bei vielen anderen experimentalpsychologischen Vorgehensweisen) auch nach dem Experiment noch Lust und Interesse an weiteren Untersuchungen aufbringen würden.

4. Auch dieses Vorgehen stützt sich auf systemtheoretische Überlegungen, insbesondere auf die Annahme, daß lose Kopplungen zwischen Teilsystemen die Stabilität und Erfolgswahrscheinlichkeit eines Gesamtsystems erhöhen.

#### Literatur

CLARK, H.H. & BRENNAN, S.E. (1991): Grounding in communication. In L.B. Resnick, J.M. Levine & S.D. Teasley (Eds.), *Perspectives on Socially Shared Cognition* (pp. 127-149). Washington, DC: American Psychological Association

COHN, R.C. (1989): Es geht ums Anteilnehmen ... Perspektiven der Persönlichkeitsentfaltung in der Gesellschaft der Jahrtausendwende. Freiburg, Basel, Wien: Herder

GEHM, TH. (1993): Gruppen als informationsverarbeitende Organismen. In Leo Montada (Hrsg.), Bericht über den 38. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie an der Universität Trier. (S. 540-557). Göttingen, Hogrefe

GEHM, TH. (1994): Kommunikation im Beruf. Hilfen - Hintergründe - Strategien. Weinheim: Beltz

GEHM, TH. (1995a): »Chaosdämpfer Alltagsritual.« Von den Möglichkeiten des sanften Steuerns im Multiversum alltäglicher Interaktionen. Beitrag zur 5. Herbstakademie »Selbstorganisation in Psychologie und Psychiatrie«. Friedrich-Schiller-Universität

Jena, 25. - 29. 09. 95. Erscheint in »Systeme«. Zeitschrift der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Systemische Therapie und Systemische Studien, November 1996

GEHM, TH. (1995b): »Liebe ohne Chaos? Chaosforschung ohne Liebe?« Einige Überlegungen zu neuen Forschungsstrategien zur Untersuchung sozialer Interaktionen. »Systeme«. Zeitschrift der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Systemische Therapie und Systemische Studien, 9(1), 41-61

GEHM, TH. (1995c): Selbstorganisierte Untersuchungsdesigns in der Kleingruppenforschung. Oder: Warum nicht Chaos mit Chaos angehen? In W. Langthaler & G. Schiepek (Hrsg.), *Selbstorganisation und Dynamik in Gruppen*. (S. 3-37). Münster: Lit-Verlag

GEHM, TH. (1996a): Zwischen Ich und Wir. Kleingruppenbildung als selbstorganisierter Prozeß. (Und warum ihn gerade Gruppen untersuchen sollten.) In G. Schiepek & W. Tschacher (Hrsg.), *Synergetik in Psychologie und Psychiatrie*. Braunschweig: Vieweg

GEHM, TH. (1996b): Informationsverarbeitung in sozialen Systemen. Ein Modell und einige Konsequenzen. München: Psychologie Verlags Union

HEATH, S.B. (1991): »It's about winning!« The language of knowledge in baseball. In L.B. Resnick, J.M. Levine & S.D. Teasley (Eds.), *Perspectives on Socially Shared Cognition* (pp. 101-126). Washington, DC: American Psychological Association

MARROW, A. (1977): Kurt Lewin - Leben und Werk. Stuttgart: Klett

WITTE, E.H. & SCHOLL, W. (1992): Gruppenforschung. Dynamische und strukturelle Einflüsse auf das Verhalten in und zwischen Gruppen. Antrag an die DFG zur Einrichtung eines Schwerpunktprogramms. Universität Hamburg und Humboldt-Universität Berlin